

Alban Nikolai Herbst
über

Jean Echenoz: Ich gehe jetzt

Roman, a.d.Frz. von Hinrich Schmidt-Henkel
Berlin Verlag 2000, 187 Seiten, gebunden, 39,80 DM

Welch ein hübscher Erzählreigen, der Leserin und Leser in Gestalt eines pointillistischen Comic Strips empfängt! Jean Echenoz, der Autor des auf deutsch im Berlin Verlag erschienenen Buches, hat dafür den berühmten Prix Goncourt erhalten; da indessen Sigrid Löffler es, noch vor ihrem Ausscheiden, für das Literarische Quartett vorgeschlagen hatte, mußte es, nach ihrem Ausscheiden, dort verrissen werden. Dem liegt sicher nicht nur eine der üblichen LiteraturBetriebsPeinlichkeiten, sondern auch ein grundsätzliches Mißverständnis zugrunde, das besonders in Deutschland gern und ausgiebig gepflegt wird: von einem Roman nämlich nicht nur Zauber, sondern auch Aufklärung über die Mißstände der Welt zu erwarten. Man kann wirklich nicht sagen, daß so etwas Echenoz unbedingt interessiert. Die Beziehungen, von denen Echenoz jedenfalls in diesem Buch erzählt, sind beiläufige, der Machismo des Helden ist beiläufig, und die gestalteten Schicksale sind es ebenfalls. Die Charaktere tänzeln. Der so sehr schmuddelige Passepartout Delahaye etwa, den der Kunsthändler Félix Ferrer in seiner Galerie beschäftigt, kann sich deshalb flugs in einen anrühigen Élegant der 1920er verwandeln, ganz wie in Comic Strips werden angeklebte Bärte nicht erkannt, und es macht dem eigentlich überaus kultivierten Held des Buches auch nichts aus, wenn er sich einer ihm absolut fremden Ethnie anpassen soll. Er ist fürwahr ein glücklicher Typos und kann nicht fallen, weil er auf einem Parkett wandelt, das, bewegte zwar, doch Oberfläche und nichts als Oberfläche ist. Nicht umsonst heißt eine berühmte Comicfigur Felix; sie mag Echenoz inspiriert haben zu seinem ironischen Spiel. Mit tänzerischer Leichtigkeit mutet dieses seinen Leserinnen und Lesern die wunderbarsten Begebnisse und obendrein Liebeskonstellationen zu, die gewiß nicht politisch korrekt sind. Das Buch ist gewissermaßen in der fließenden Bewegung des Langsamen Walzers geschrieben, doch ohne dessen Sentimentalität; ein ausgesprochen französischer Valse plaisante in Form eines lo-

ckeren Rondeaus. Es beginnt mit *„Ich gehe jetzt, sagte Ferrer, ich verlasse dich. Ich lasse alles hier, aber ich gehe weg.“* Und endet: *„Nur keine Angst, die Leute hier sind ganz gut drauf. Kommen Sie ruhig. Gut, sagte Ferrer, aber ich bleibe nur ganz kurz, wirklich. Ich trinke schnell ein Glas, und ich gehe.“*

Dazwischen liegt die Geschichte. *„Und da Suzannes Blick verloren über den Boden wanderte und dann grundlos an einer Steckdose hängenblieb, ließ Félix Ferrer den Schlüssel auf der Ablage am Eingang liegen. Dann knöpfte er seinen Mantel zu, ging hinaus und zog sacht die Haustür hinter sich ins Schloß.“* Nach einigen Amoureeien besteigt der glückliche Ferrer sechs Monate später eine DC 10, die ihn nach Montreal fliegt, von wo aus er sich über Quebec in die Arktis schippern läßt.

Das vollzieht sich alles ganz ungewzungen, und problemlos wie in den Bilder geschichten von Sylvain Renault langt Ferrer in der Arktis auch an. Nämlich hatte ihn sein schmuddeliger Passepartout zuvor von dem kleinen Handelsschiff Nechilik erzählt, welches u.a. wertvolle ethnische Antiquitäten geladen habe und irgendwo im Packeis festhavariert sei, wo es seitdem auf Bergung warte. Zwar nicht diese will Ferrer zuwege bringen, aber doch sich die Preziosen beschaffen. Daß er eigentlich mit Neuer Kunst handelt, ist ihm dabei ebenso wenig Hindernis, wie er sich bei seiner Erstüberquerung des Polarkreises zu allerlei InitiationsRitualen ziemlich bereit findet, von denen bloß das Ausmessen des Gymnastikraums vermittels eines 20-cm-Lineals appetitlich ist. Ferrer hat ja auch tatsächlich nichts zu verlieren; die Figuren dieses Romans sind auf spöttische Art substanzlos, fast ohne Geschichte. Das hat Hinrich Schmidt-Henkel, in diesem Jahr Preisträger des Übersetzerpreises der Heinrich-Ledig-Rowohlt-Stiftung, elegant ins Deutsche gebracht. Echenoz' Erzählung ist ein postmodernes Kabinettstück, dem es auf Tiefe nicht ankommt. „Es ist alles unheimlich leicht“ lautet eine bitte wienerisch zu hörende Zeile André Hellers.

„Nachdem man nun also dies und den Polarkreis hinter sich gebracht hatte, kamen die ersten Eisberge in Sicht. Aber nur in einer gewissen Entfernung: Eisbergen gehen Schiffe lieber aus dem Weg.“ Der Leserfehler, auch jene täten das bei diesen, ist durchaus gewollt. Zumal wir ja alle auf der Höhe der Titanic, also sowieso schon untergegangen sind. Nur *a rebours* läßt sich, wenn überhaupt, Kritik hier finden. Und wie all die Liebesverhältnisse, in die der glückliche Ferrer eher hineinrutscht, als daß er sie oder irgend etwas anderes provozierte, wird jeder dennoch aufkommende

Schein von Psychologie sofort auf die Außenwelt projiziert. Gerade noch erzählt Echenoz von den zu meidenden oder meidenden Eisbergen, sie seien schroff, asymmetrisch und zerklüftet, Zitat, „als hätten sie eine schlechte Nacht gehabt und sich im Bett herumgewühlt“, Zitat Ende, widerfährt so etwas auch Ferrer, was durch den unmittlerbaren Anschluß unterschiebt, es hätten ihm das die Eisberge vorausgetan und ihn sozusagen zum selben inspiriert.

Mit solchen Kunststückchen ist der Roman gespickt. Sein charmanter Stil zwinkert ständig mit den Augen, was seine Leser in die ausgesprochene Travestie eines Jugend- und Abenteuerromans verführt, der kaum einen Topos des Genres ausläßt. Wir dürfen sogar einer Art *ius primae noctis escimosensis* beiwohnen und werden mit den eindrucksvollen Tatsachen vertraut gemacht, daß die Inuit ihre Iglos vermittlems Mövenflügel auskehren und das Walroß einen Penisknochen hat, der obendrein „Usik“ heißt und bei der Fertigung von Messerheften Verwendung findet. Überhaupt wird man mit Funden geradezu jules vernescher Namen belohnt: „*Fünfzig Minuten später in Port Radium (...) traf Ferrer seine Führer. Es handelte sich bei ihnen um zwei Einheimische namens,*“ ich weiß wirklich nicht, wie man das ausspricht, „*Angutretok und Napaseekadlak, gekleidet in Steppdaunen, Arctic-Synchilla-Fasern, atmungsaktive Unterwäsche aus Capiwool, fluoreszierenden Overalls und beheizbaren Handschuhen. (...) Nachdem sie zunächst sich selbst vorgestellt hatten, machten sie Ferrer mit den Schlittenhunden bekannt.*“

Vorher – ich komme in dieser Beschreibung nicht um Rückblenden herum, weil sich Echenoz derer wie einer poetisierten Häkelnadel bedient – vorher also, erzählerisch aber nachher, läßt der Dichter seinen Helden die Bekanntschaft einer Bérangère Eisenmann machen, und, Zitat, „wir erfahren soeben, ja, vom tragischen Ableben Delahayes“. Das ist, erinnern Sie sich?, jener schmuddelige Mitarbeiter, der die Sache mit der Nechilik überhaupt erst in Erwähnung brachte und den ich, um nun meinerseits Jules Verne zu ehren, einen Passepartout zu nennen nicht umhin kommen wollte.

Damit sind wir bereits auf Seite 45 des 187seitigen Romanes, und immer noch will sich keine Langeweile einstellen. Fast schon kichernd vernehmen wir statt dessen, daß der Eskimo aus den Eingeweiden des Seehunds, abermals Zitat, „sogar hübsche Stores für das gemütliche Heim“, Zitat Ende, herzustellen versteht, indessen die

Seele des genannten Rohstofflieferanten nach seinem Tod in der Harpunenspitze – wohlgemerkt: - s i t z e n bleibe.

Und flugs wechselt Echenoz das Genre, wird kriminalstorig, was es notwendig macht, Ferrer in Bekanntschaft der Witwe Passepartouts zu bringen, die ihn nun ihrerseits zu der alle Zeit parallel erzählten Arktisreise überredet, wozu sie um so tauglicher ist, als sie sich als Freundin der neuen, indessen schnell verschwundenen Geliebten Ferrers zu erkennen gibt. So bindet sich eines beziehungsweise an andere, und im Grunde will man gar nicht mehr wissen, ob, was erzählt wird, überhaupt stimmen kann, sondern sich bloß noch über Niveau amüsieren. Deshalb ist auch jeder befriedigt, als ein vorwiegend Luxushotels bereisender *Baumgartner ex machina* aus dem Hut gezaubert wird, welcher seinerseits mit recht anrühigen Milieubewohnern ganz sicher anrühige Verbindung unterhält. Dummerweise stapft er einmal dem glücklichen Ferrer durchs Bild, - nur daß dieser nicht hinsieht, und auch der Leser tut es nicht, sondern ist schließlich ebenso genasführt wie Ferrer. Dabei hätte er nur aufpassen müssen. Das Geheimnis um Monsieur Baumgartner wird hier selbstverständlich nicht gelüftet, obwohl ich das oben schon tat, um die Bewegung des Romanes nachzubilden. Deshalb nichts mehr weiter nun – nur Ihnen, liebe Hörer, die Empfehlung ausgesprochen, das Buch zu lesen, meinerwegen erst ab der hier erreichten Seite 63, aber dann bitte in Gänze.

ANH
Berlin, September 2000